

(Nachdruck verboten.)

20]

Das Blut.

Roman von J. J. David.

Auch höher den Strom schien jener Tag besonders unheilvoll zu sein. Eine ganze Hütte trieb vorbei; nur der First ragte aus dem Schwall, und in unablässig kreisender Drehung schwebte sie vorüber, bis sie zerbarst und versank. Ein Stalb folgte und blökte ängstlich; seine Stimme klang dünn und kläglich im Brausen der Wasser, die der großen Wehre zuschossen. Und endlich, ein seltenster Gast in jenen wildbarmen Gegenden, ein Hirsch. Ein gewaltiges Thier, das mächtig gegen die Strömung kämpfte und nur strebte, das schöne Haupt, das die Last eines vielarmigen Geweihs drückte, über dem Branden und Drängen zu erhalten. Mehr denn einmal steuerte er dem Ufer zu; aber sei es, von tödlicher Unterströmung erfaßt, sei es aus unbezwinglicher Scheu vor denen, die das Gestade umstanden — immer wieder lenkte er ab und ward fortgerissen. Lange konnte man vom festen Lande aus seinem Kämpfen und Ringen folgen. Endlich, erschöpft oder fortgezwungen, hob er sich mit letzter Kraft; die braunen, Augen wendeten sich hilflos und klagend; er röhrte gewaltig mit einem Laute, dessen sich niemand entsinnen konnte und der jeden durchschauerte. Dann verschwand er, und kein Ohr vernahm es, wie eine Menschenstimme sich seinem verzweifeltsten Aufschrei einte; niemand sah es, daß eine starke Frau todesblau ward und sich in fliegender Eile wendete. Frau Salome hatte Gabrielen und ihr Loos begriffen . . .

Sie wanderte heimwärts, und im Schreien ward es ihr klar und klarer, was ihr aufgedämmert, da sie das verlorene Geschöpf vor seinem reitungslosen Untergange mit Augen angesehen, die feucht, im dunklen Schimmer und schön gewesen waren, wie nur die Gabrielen's, wenn diese ängstlich und stehend die Pflegemutter angeblickt. Das war das Symbol, unter dem sie Alles begriff, der Schlüssel, den sie gesucht. Denn ihr war es gewesen, als hätte das Gewicht des Geweihs den Kopf des scheuen Thieres unter das Wasser gezogen. Das also, was ihm sonst Schmutz, Zierrath und wieder bestes Gewaffen gewesen, das war ihm zum Verderben geworden. Und stand es denn um Gabrielen anders? Alle ihre Tunde und Entdeckungen sah sie nun in ihrem wahren Sinne: sie verstand ihre Scheu vor allen, die ihr fremd erschienen — und alle, ihre ganze Umgebung mußte es ihr sein — sie sagte, wenn sie der verhohlenen Puppen gedachte, wie selbst ihre lebendige Einbildungskraft ihr in dem nächstem Umkreis zum Fluche werden mußte, in den sie gerathen; wie ihre Schönheit nutzlos war darin; wie Alles, das ihr unter anderen Umständen zum Heil, der Welt zur Freude hätte werden müssen, ihr hier zum Unfegen ward, bis sie im wüsten Leben versank, wie der Hirsch im wüsten Wogenvallen versunken. Oh, um ihre Munnth! Oh, um ihre Süße! . . .

Nur der Glaube, der mächtig und überstark in ihr geworden, machte es, daß Frau Salome auf diesem Gange nicht verzagte. Sie konnte für nichts; sie war entschuldigt, wie Gabriele nun rein in ihren Augen war. Aber mußte der darum zu helfen sein? Das war eine neue, eine angstvoll drängende Frage. Oder war dem Edelwild zu helfen gewesen? Konnte man noch etwas für die Unselige thun? Was mochte geschehen für sie? Oh, es war arg und bänglich, und war ein Knoten entwirrt, dann merkte man erst, wie traurig verworren das Ganze war!

So gelangte sie heimwärts, trat in ihr Haus, dessen nüchterne Ordnung sie das erste Mal gewahrte. Worikarg, wie immer, ging das Mittagsbrot vorüber; sie aber gedachte seiner vielen Vorgänger, da noch Gabriele zugegen gewesen, vielleicht sehnsüchtig nach einem Scherz, nach einem Lachen. Zitternd, ohne zu wissen, warum, erharrte sie das letzte Wort des Tischgebetes; bangte, ob Rupert seinen kunstvoll in ein Bärenfell gewandelten Schapselz vom Nagel nehmen und mit seinem altblühigen: „Du brauchst mich doch nicht?“ davonstapfen werde. Er blieb ungewöhnlich lange bei seinem Glase Kaffee sitzen, und sie erbebte vor Ungeduld und wagte doch kein Wort des Hinweises auf ihre eigentlichen Wünsche. Endlich stand er auf; sie aber begann durch drei endlose Stunden

ein ruheloses Wandern im Zimmer, immer auf derselben Diele, als zwänge sie sich; immer in der gleichen, dumpfen, unklaren und dennoch bestimmten Erwartung. Bis draußen eine Thür ging, ein Aufschrei erklang, halb der Freude, halb des Schreckens, bis dem Munde der Susanne Fragen entsprudelten, die sie nicht verstand, so wenig wie die Antworten; bis sich endlich die Thür in die Wohnstube öffnete und die Alte mit einem wunderbar ängstlich-glückseligen Gesichte durch die Spalte guckte: „Die Gabi war' da und traut sich nicht herein.“

„Also!“ Das eine Wort sprach die strenge Frau laut. Dann fuhr sie mit zitterigen Händen über ihr Gewand und glättete die letzte Falte, stand stramm vor der Susanne und folgte ihr nach kurzer Pause in die Küche, noch ehe Gabriele schwankend Zeit gewann, sich zu entschließen und ihre Zimmer zu betreten.

Am lodrenden Herdfeuer, das für den Nachmittags-Kaffee war entzündet worden, stand das Mädchen. Nun wollte es der Tante mit ausgebreiteten Armen entgegenstürzen; die aber verschränkte rasch die Hände auf den Rücken, und Gabriele schrak zusammen und zog sich zum Herde zurück. Frau Salome aber wies zuvörderst die Susanne aus dem Raume, dann sperrte sie die Thür zu und zog sich dem Stuhl an's Feuer. Gabriele zitterte bei diesem bedächtig ruhigen Thun vor Erregung und wollte ihr helfen; sie aber winkte ab. Dann ließ sie sich nieder; die harten Hände legte sie gefaltet in den Schooß und flüsterte wie während der ganzen Zeit vor sich hin:

„Also, da ist sie, die Gabi!“

„Ja, Tante. Ich habe Dir auch geschrieben, daß ich kommen will. Und weil Du nicht antwortetest, so dachte ich, es wäre eine Erlaubniß, und nun bin ich da.“

Frau Salome antwortete nicht gleich. Nur ihre prüfenden Augen ließ sie über die schlanke und zierliche Gestalt gleiten: „Und wozu? Es geht Dir ja gut!“ sprach sie nach einem Weilschen, das Gabrielen endlos war.

„Warum? Wie kommst Du darauf, Tante?“ fragte das Mädchen rasch.

„Ich meine nur so,“ antwortete Salome. „Das Kleid, das Du anhabst, ist wohl wirklich Seide. Und Schmutz hast Du ja auch, was ich sehe. Da müssen sie Dich doch gut zahlen. Aber so fremd siehst Du mir aus im Gesichte.“

„Das ist nicht gefaßt“, entgegnete Gabriele. „Von meiner Sage wenigstens nicht. Die möchte kaum für trocken Brot reichen.“

„Und wo hast's denn her?“

Sie lachte in einem Tone, der Salome nicht gefiel: hell, fast kreischend. „Das ist geschenkt, von Freunden“, sprach sie und erröthete unter der Schminke. Vielleicht fiel ihr erst jetzt auf, wie ungehörig ihre Erscheinung an dieser Stelle und vor dieser Frau wirken mußte.

„Warum bist also gekommen? Solche Freunde findest Du hier nicht. Und so ein Weilschklatschen wirst Du hier auch nicht hören, wie damals, wo ich Dich im Zirkus gesehen habe, in der Stadt da drunten.“

„Hast mich gesehen, Tante?“ Sie trat ihr freudig erregt näher. „Ach ja, da habe ich sehr gefallen und — eigentlich, es wäre mir besser gegangen, wäre ich nicht damals fort auf Deinen Wunsch.“

„Ja, ich habe Dich gesehen, und ich werde es nicht vergessen mein Lebenlang. Aber jetzt sprich: Was willst eigentlich da hier? Nur Dich mit mir ausreden?“

Gabriele kämpfte: „Ehrlich, Tante — mir geht es schlecht!“

„Und?“

„Da dachte ich mir: So gar gefällt Dir das Leben nicht mehr; gehst nach Hause und bittest die Tante, daß sie sich Deiner wieder annimmt, und wartest nicht erst, bis Du alt und häßlich geworden bist.“

„Und?“

Sie schwankte; dann sich selber ermutigend und vertraulich wispernd: „Weißt Tante, über eine Zeit ist Alles vergessen. Du kannst ja was für mich thun. Es haben schon Grafen, sogar ein Fürst hat aus dem Zirkus geheirathet. Warum soll mich niemand mehr mögen? Ich möchte einmal Einem allein sein — weißt, der hätte es gut mit mir, glaube ich.“

Ober bin ich nicht hübsch?" Sie lächelte gefallsüchtig und hob sich wiegend in den Hüften.

Das war die Antwort nicht, die sich Frau Salome erhofft. Noch hielt sie an sich: „Und wen möchtest nehmen? Soll ich Dich und mein Geld dem Branntweinhäufel-Dumpen, dem Franz Rüttemann geben? Wegen dem Du davongelaufen bist?“

„Dem Franz?“ Sie mußte sich erst auf den Namen befinnen; dann erglühte sie. „Dem Franz? Nein, an den habe ich nicht gedacht. Aber“ — sie stockte — „aber der Herr Lehrer hat mir so kleine Augen gemacht und so geklinzelt, wie er im Pirkus war. Nein, was sich der komisch benommen hat!“ Sie mußte lachen bei der Erinnerung.

„Und?“

„Nun, der nimmt mich über ein Jahr oder zwei. So lange werde ich freilich warten müssen, bis ich versorgt bin. Und er ist ein anständiger Mensch, und ich möchte es gewiß gut haben bei ihm.“

„Beim Herrn Ologar? Den willst heirathen?“ Gabriele verstand den Sinn dieses Ausrufes nicht, begriff kaum, wie der bloße Gedanke, sie, mit ihrer Vergangenheit, könne das Weib eines Ehrenmannes werden wollen, wie es der Lehrer war, ungeheuerlich und gotteslästerlich in der Seele ihrer Tante klingen mußte. So nickte sie denn nur. Frau Salome aber stand rasch auf und ging in innerer Bewegung in ihr Zimmer. „Wart!“ gebot sie kurz. Als sie wieder erschien, hielt sie ein großes Umhängetuch in der Hand und hüllte sich darein; ein Päckchen versorgte sie in der Tasche. Dann entriegelte sie die Thür und rief der Susanne, wendete sich rückwärts: „Komm!“ und ging langsam der Stadt zu. Gabriele aber folgte ihr verschüchtert und willenlos.

Sie hat viel gesprochen während dieses Begehens und hätte doch besser ganz geschwiegen. Denn einen Einblick in Dinge gewährte sie dieser Frau, die als ihre Prüferin und Richterinnen neben ihr ging, von denen diese keine Ahnung gehabt vor diesem Tage; in eine Versunkenheit, vor welche es dieser grauste. Und dennoch griff sie ihr einmal ans Herz. Denn als Frau Salome in ihrer Erregung schwer athmend schwanfte und stillehielt, da schlang Gabriele ihren Arm um sie: „Bist müde, Tante? Du solltest doch nicht so weit gehen. Warte da, ich laufe in die Stadt um einen Wagen.“ Frau Salome aber wehrte der Jüngerin nicht; den Kopf schüttelte sie aber abwehrend und schritt fürder.

Unferne der Stadt hielt sie zum andern Male an. Schon schimmerten nahe Lichter; die Straße aber war einsam, denn ein unwirksames Stürmen zog in den Lüften: warm wie im Sommer und gewitterhaft lähmend. Und aus ihren Gedanken heraus hub sie an: „Und jetzt, Gabi? Was jetzt? Das alte Leben?“

Sie zuckte die Achseln. „Was bleibt mir übrig? Du willst mir nicht helfen!“

„Ich will nicht,“ sagte Frau Salome. „Ich kann nicht! Kann man Dir helfen? Wie Du bist? Ich habe oft von Dir geträumt, ich habe oft an Dich gedacht. Dann bist Du auf Deinem Pferde gestanden, das wird scheu, ein Hufschlag trifft Deine Stirn und Du bist todt, und ich habe weinen müssen im Schlaf.“

„Das kann geschehen,“ antwortete das Mädchen. „Ich bin zu spät zum Geschehen gekommen und in eine zu schlechte Gesellschaft. Und ich habe anfangs vom Stallmeister zu viel Schläge bekommen, weil ich nicht so freundlich war mit ihm wie andere; so war ich unsicher und bin es. Aber wenn mich das Thier nur so trifft, daß ich gleich todt bin — nur kein Krüppel möchte ich werden.“

„So höre mich, Gabi!“ Eine Bitte zitterte aus der Stimme der stolzen Frau. „Ich will Dir Geld geben, wenn Du mir versprichst, Du wirst brav und gehst in eine Diakonissenanstalt. Denn wie Du bist, gehörst Du nicht unter Menschen, wie wir es sind. Lerne dort die Kranken warten, Dich plagen für andere. Kannst Du das, hast Du Gutes gethan, dann soll mit Dir werden, was da will — Glück oder Böses, wie es Dir verhängt ist.“

„Das kann ich nicht, Tante! Da bin ich noch zu jung und zu lebensfreudig dazu.“

„Ich weiß es selber. Aber was Du möchtest, das darf nicht sein; was ich gerne hätte, das kannst Du nicht! Da heißt es halt zusehen, wie es kommt und wie Du untergehst!“

„So hilf mir, Tante, liebe Tante!“ rief sie aufschluchzend und warf sich vor ihr in den Schmutz der Straße nieder. Etwas Schauspielerisches lag in der Bewegung, in ihrem

Weinen, und Salomens natürlicher Sinn empfand es. „Steh auf,“ sagte sie, „Du mußt Dein gut Kleid nicht verderben. Ich weiß Dir keine Hilfe.“

„So gib mir einen Rath. Was soll ich thun?“

„Geh ins Wasser. Wasser wäscht rein. Und ich möchte wieder um Dich weinen dürfen vor den Leuten, nicht nur insgeheim, wo es mir das Herz abdrückt. Sage selber, wäre es nicht besser, endigen auf einmal, als so, wie Du selber Angst hast?“ So unbarmherzig war der Sinn, so weich und fast flehend der Ton der Worte! Gabi wollte Hoffnung schöpfen daraus; aber ein Blick in das versteinert vergrämte Antlitz vor ihr, und sie sah — es war hier keine Hilfe. „So habe ich mein letztes Geld verthan und weiß nicht, wie weiterkommen. Gib mir was, Tante!“ bat sie demüthig.

„Da hast.“

„Und geht nicht von da der Fußsteig zur Station? Ich möchte noch zum letzten Zug kommen, damit ich so bald bei meiner Truppe bin, wie es nur sein kann.“

Einen Augenblick sekte der Herzschock Salome's aus. Da ging der Nichtweg, ja. Er war kürzer, viel kürzer. Versagte ihn Gabriele, dann mußte sie dahin gelangen, wo er jählings, auf Treppenstufen, um mehr als Manneshöhe abfiel. Dunkle Bäume standen dort, und die Nacht mußte sehr schwarz werden. Die Wasser standen sicherlich an jener Stelle; ein unversehener Tritt, und Alles war vorüber. „Geh hin!“ wollte sie rufen. Aber sie hielt sich: Ich darf dem Herrn nicht vorgreifen. „Dein Weg ist weit, Gabi,“ sagte sie laut, „und Du weißt nicht, wohin Du kommen wirst. Geh der Straße nach. Du kommst zurecht, wohin es Dir bestimmt ist.“

So schieden sie. Im Lenzesbrausen. Das wehte der, die heimwärts ging, förderlich im Rücken, das hemmte Gabrielen's Schritte. Das zwangte Beider Gewänder an den blühenden wie an den greisen Leib, daß sie flatterten, nach rückwärts nachstrebend die der Einen, fliehend nach vorne die der Andern — wie Wunsch und Erfüllung. Aber oft verhielt die Alte, und ihre Blicke flogen zurück ins Dunkel; oft rastete sie, und nicht allein vor den Mühen des Steigens, das der betagten und ansehnlichen Frau die Brust schnürte. Nicht einmal vornehmlich darum kam sie keuchend und sehr matt in ihre Wohnung. Sie trat in die Stube, und es fröstelte sie stark. Sie ging in die Küche, nahm weiches Holz und eine Axt, denn sie fühlte ein Bedürfnis nach körperlicher Arbeit. Benige Hiebe, und ihr Arm lahmt. Sie nickte vor sich hin: „Es geht nicht. Es geht halt nicht!“ und rief der Susanne. Mit einer sonderbaren Andacht sah sie der zu, wie sie das Scheit klein machte und dann im großen eisernen Ofen das Feuer entzündete. Einen Stuhl ließ sie sich ganz nahe stellen und starrte in die Gluth. Dann erhob sich sie, holte Gabrielen's Briefe und was sie sonst von ihr besaß, und trug es mit müden Schritten zur Lohe. Ein Glückwunsch zum Jahreswechsel von der Hand des Kindes fand sich darunter. Sie las ihn, und plötzlich konnte sie sich nicht enthalten und mußte ihre Rippen auf die sauber und mit peinlicher Beflissenheit ausgeführte Unterschrift drücken. „Da darf ich es noch,“ sprach sie für sich. Dann, mit einem jähen Entschlusse, warf sie alles in die Flammen. Ein Knistern — da brante die Puppe; ein Kreischen der glimmenden Papiere. Sie sah es fast begierig; hernach schlang sie ihre Arme um die Sessellehne, legte ihr Haupt darauf und verharrte so lange regungslos und im Dunkeln, daß man kaum wissen konnte, ob sie schlief oder wache. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

am. Der Reichstag und das Goethedenkmal. Ein paar Pitate. Der Reichstag ist auseinander gegangen — hat seinen Oster-Spaziergang angetreten — ohne die von ihm verlangten 50 000 M. für ein Goethedenkmal in Straßburg zu bewilligen. Es bedurfte anscheinend einer kleinen Schiebung in der Tagesordnung, um nur zu verhindern, daß am letzten Tage der Verhandlungen der geforderte Posten gar abgelehnt wurde. Das wäre gewiß ein Fest gewesen für Herrn Domkapitular Schädler aus Bamberg, der bei der ersten Berathung des Schönau's Carolath'schen Antrages im Parlament die Gelegenheit nicht ungenüßt vorübergehen ließ, sich öffentlich ein Zeugniß großer geistiger Unkultur auszustellen. Goethe selbst kannte diese Sorte von Gegnern schon ganz genau. Im März 1830 sagte er zu seinem getreuen Gekermann: „Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gerne los; und da man nun an meinem Talente nicht rühren kann, so will man an meinem Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnelust versunken, bald ohne Christenthum, und

endlich ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen." Man sieht, das ist so ziemlich alles, was der kulturbirte Herr von Domburg in Bamberg an dem Goethe auszusprechen fand.

Sach Goethe mit klarem Blick so in das Getriebe seiner Gegner, oder besser gesagt, seiner Verkleinerer, so hat ein begeisteter Goethe-Schüler, Viktor Gehn, eines Tages einmal phantastisch sich die Szene im Reichstage ausgemalt, wenn einmal von ihm Geld für ein Goethe-Denkmal gefordert würde. In seinem schönen Buche „Gedanken über Goethe“, dessen zweite Auflage schon vor mehr als zehn Jahren erschienen ist, heißt es an einer Stelle: „Als im Mai 1883 Victor Hugo, 83 Jahre alt, die Augen im Tode schloß, war des Schmerzes und der Begeisterung kein Ende. Feierliche Bestattung aus Staatskosten, die geforderten Summen von der Kammer ohne Widerspruch bewilligt, keine Partei, von der äußersten Rechten bis zu den Anarchisten auf der Linken, schließt sich aus, alles huldigt und ergeht sich in überhöflichen Hyperbeln. Und wenn wir in demselben Jahre in Deutschland Goethe's Tod erlebt hätten, und die Regierung erbäte sich von dem Reichstag einen Beitrag zum Leichenbegängniß oder zu einem Denkmal — was geschähe? Eugen Richter würde von den Lasten des armen Volkes sprechen, andere aus seinem Gefolge würden fragen, was der Verstorbene wohl für die Freiheit gethan, Windthorst würde unter stillschweigender Zustimmung der rechten Seite hinzufügen, Goethe sei ein Heide gewesen und habe niemals für sein und seines Volkes ewiges Heil gesorgt, in den Zeitungen aber hätten die Juden (Gehn war ein leidenschaftlicher Gegner des fingerfertigen Schmodthums, dessen widerwärtigsten Vertreter er seinerzeit unter den Juden fand. Red.) ebenso aus irgend einem Konversationslexikon geschöpfte Artikel gebracht, die den nächsten Tag schon wieder vergessen worden wären. So, denke ich, stünde es bei Goethe's Tode im Mai des Jahres 1885 in Deutschland.“

Ganz stimmt die Geschichte ja freilich nicht: aber man wird zugeben, so gut wie andere Propheten hat Gehn seine Sache schließlich auch gemacht. Uebrigens, unter uns: auf die Unkultur zelotischer Pentrumspaffen und bornirter Ostelbier kann man immer ruhig prophezeien — das trifft immer ein! —

c. Sterblichkeit bei Männern und Frauen. Es ist im allgemeinen bekannt, daß die Männer weniger Aussicht auf ein langes Leben haben als die Frauen. In interessanter Weise beleuchtet wird dieses Verhältnis der Sterblichkeit in beiden Geschlechtern durch eine statistische Aufstellung, die sich auf französische Staatsangehörige bezieht. Nimmt man 10 000 Männer in gesicherter Stellung und ebenso viel Frauen in derselben Lebenslage, die im Alter von 40 Jahren stehen, so wird man finden, daß 10 Jahre später 3411 Männer und nur 1253 Frauen gestorben sind. Der Unterschied verhärtet sich mit zunehmendem Alter. Im 60. Lebensjahre sind nur noch 4385 Männer gegen 7384 Frauen übrig. Im 78. Lebensjahre ist die männliche Sterblichkeit genau doppelt, im 100. Jahr gar 6 bis 7 mal so groß als die weibliche. —

Theater.

—h. Otto Ludwig's Trauerspiel „Der Erbförster“ wurde am Sonntag in der ersten Abtheilung der „Freien Volksbühne“ aufgeführt. Daß es eine tiefe Wirkung übte, brauchte nicht erst gesagt zu werden. Gewiß, es ist vieles in dem Wert, das uns fremd erscheint, einiges auch, das unser Empfinden verletzen könnte, weil es wie eine Satire gegen unsere Anschauungen wirkt — über all das hinweg aber spricht die kernhafte Gestalt des Erbförsters zu uns, die zu den tiefstgelegten Charakterfiguren in unserer Literatur gehört. Er sieht so vollständig im Vordergrund des Interesses, das alles andere daneben verblaßt. Man wird es fast nicht gewahr, daß die Menschen seiner Umgebung mehr Esamen als Menschen sind, in deren Fühlen wir eindringen könnten. Erst der später kommenden Reflexion, die auch über ihr Wesen sich Klarheit verschaffen will, wird es bewußt, wie wenig wir von der Försterin, von der Marie, vom Robert, von all den anderen wissen, wie gar manches an ihnen widerspruchsvoll erscheint. Sie erhalten ihr Leben durch den Erbförster, und es ist, als wären sie nur da, auf daß sich in Verhältnis zu ihnen sein Charakter entfalte. Es leben auch in dem Erbförster selbst Anschauungen, in die es heut schwer wird sich hinein zu versetzen; und doch wirkt die Gestalt, weil ihr Empfinden so echt und so tief, und weil die Art, wie es zum Ausdruck kommt, so schlicht und ergreifend ist. Und wie gut ist sein Charakter aus seinem Werden zu verstehen. Hier spinnen sich die Fäden hinüber zu der modernen naturalistischen Dramatik. In der Technik wendet man heut' wohl andere Mittel an, sucht dem Leben noch näher zu kommen; wie aber der Charakter zurückgeführt wird auf sein „Milieu“, um dieses von der Moderne geprägte Wort zu gebrauchen, das ist von einer Feinheit der psychologischen Analyse, die den Dichter mit der heutigen Kunst in unmittelbarem Zusammenhang setzt.

Christian Ulrich ist im Walde groß geworden. Vater und Großvater haben vor ihm im selben Forsthaus gewaltet, unter den grünen Tannen ruhen sie. Von seinen Vorfahren ist ihm das Gefühl überkommen, daß er zum Walde gehört. Hineingewachsen ist er in seine Stellung, nicht wie andere in diesen oder jenen Beruf, sondern wie in etwas, das selbstverständlich, worüber ein Bedenken nicht möglich ist. Und sein ganzes Empfinden hat Wurzel geschlagen in seinem Reich, sein ganzes Sorgen hat diesem Walde gegolten, und was er an Kraft hatte, hat er hineingegeben. An sich selber hat er kaum gedacht. Draußen

im Walde trägt man das Herz nicht auf der Zunge; er hat sich gewöhnt, sein Inneres abzuschließen vor den Menschen. „Ich dachte, ich hätte es verschändelt, wenn ich's auf die Zunge nahm“, sagt er einmal, als er von dem erzählt, was ihn am tiefsten bewegt. Und ein eigen Weltbild hat er sich dort, abseits von den Menschen, aufgebaut, das anders ist, als das wirkliche — Recht und Gerechtigkeit herrschen darin. Ein Weib hat er sich genommen, mehr weil eine Försterin in dem Forsthaus sein muß; und nicht die Rechte, scheint es. Auch darüber, wie man sein Weib und seine Kinder behandeln muß, hat er sich eine eigene Theorie zurechtgemacht; oberster Grundsatz ist ihm auch hier, sein Herz zu verschließen, obwohl er an den Kindern mit ganzer Seele hängt. Um so ergreifender ist es, wenn dieser Mann einmal aus sich herausgeht, in der Szene, in der er dem jungen Robert seine Marie übergibt, als er von dem Tage erzählt, da die kleine Marie verloren schien: „Die Marie war schon damals mein ganzes Leben.“

Es ist durchaus folgerichtig, wie aus Ulrich's Charakteranlage der Konflikt entsteht. Er kennt den Wald und ist sich dessen bewußt, daß er allein weiß, was ihm gut thut. Er giebt es nicht zu, daß ihm jemand darin rede. Er ist im Recht, damit basta. Und als der Herr dieses Waldes kommt und eine Maßregel angeordnet wissen will, von der der Förster weiß, daß sie des Waldes Untergang bedeutet, erklärt er einfach: Nein, das wird nicht geschehen. An dem hitzigen Widerspruch stärkt sich sein starrer Wille; es kommt ihm gar nicht bei, daß der Andere das Recht der Verfügung über sein Eigentum haben könnte; er würde sich selbst als ein Pflichtvergessener vorkommen, ließe er zu, daß dem Walde etwas geschähe, was ihm schadet. Das ist das Recht, an das er glaubt, und weil er sich daran gehalten, darf ihm nichts geschehen. Im Vertrauen auf sein Recht wendet er sich an die Gerichte, als er democh abgesetzt wird; er versteht es nicht, daß man ihn abweist. Unterdessen bricht das Unglück über ihn und seine Familie herein.

In den ersten beiden Akten ist das Alles knapp und scharf zusammengefaßt. Strich fügt sich zu Strich zu einem klaren Charakterbilde, jedes Wort des Dialogs sitzt. Dann verliert sich die feste Fügung des Drama's mehr und mehr. Wie das Schicksal des Försters sich gestaltet, das ist in den Anfängen aus seinem Charakter gefolgert, dann aber greifen unglückselige Zufälle verwirrend in den klaren Gang der Handlung ein, der dunkle Geist der Schicksalstragödie wird lebendig. Mißverständnisse bestimmen die Gesche. Auch rein äußerlich verliert sich der straffe Gang des Trauerspiels, kurze, abgeriffene Bilder folgen auf die klar disponirten und einheitlich durchgeführten ersten Aufzüge.

Die Aufführung im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater vermochte nicht so recht zu befriedigen. Die Aufführung steht und fällt mit der Darstellung des Erbförsters. Albert Bauer bot in dieser Rolle eine einheitlich durchgeführte Gestalt, aber es schien mir, daß er in einer falschen Tonart spielte, zu laut, die einzelnen Züge zu stark unterstreichend. Es war nur natürlich, daß er bei dieser Anlage eine Steigerung in den letzten Akten nicht mehr recht fand. Der tödlich knappe und scharf geschliffene Dialog verlor diesen Charakter zu oft. Nur manchmal, in der Auseinandersetzung mit Robert, als er von seiner kleinen Marie erzählte, gab er in seinem Spiel schlichte aus der Tiefe quellende Empfindung. —

Erziehung und Unterricht.

k. Fortbildungs-Schulwesen in Frankreich. Erst vor wenigen Jahren hat in Frankreich eine Bewegung zur Einrichtung von Fortbildungsschulen angefangen; auf dem pädagogischen Kongreß zu Nantes im August 1894 wurde sie eingeleitet, und im Anfang des Jahres 1895/96 setzte sie in ganz Frankreich ein. Wie weit die Bewegung erfolgreich gewesen ist, zeigen folgende Daten, die das „Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtsweisen in Oesterreich“ dem Bericht des französischen Unterrichtsministeriums entnimmt: Im Jahre 1894/95 bestanden in Frankreich 7500 Fortbildungskurse, die aber in der Regel sehr schlecht besucht waren. Im Jahre 1895/96 wurden 15 778 Kurse eröffnet, die von 18 500 Lehrern geleitet wurden und durchschnittlich eine Dauer von drei Monaten mit wöchentlich dreimal Unterricht gehabt haben. Außerdem sind aber noch eine Reihe von Kursen durch Privatvereine eingerichtet worden. Die Kurse sind sehr unregelmäßig über das ganze Land vertheilt, in einigen Departements, wie Aisne, Pas-de-Calais, Nord, Seine-et-Oise, findet man 500 bis 600, in anderen, wie Gers, Vaucluse, Allier, giebt es nur 20 bis 30. Im allgemeinen ist die Bewegung in Nord- und Ost-Frankreich am größten und im Westen und Süden am schwächsten gewesen. 400 000 Hörer haben sich am Anfang des Jahres einschreiben lassen, und 270 500 haben die Kurse regelmäßig und mit Erfolg besucht. Fortbildungskurse für Mädchen zählte man nur gegen 1800. Neben den Abendkursen hat man fast überall öffentliche Vorträge veranstaltet, die für alle Einwohner des Dorfes oder der Stadt zugänglich sind und Gegenstände von allgemeinem Interesse behandeln. Im Schuljahr 1894 wurden 10 379, 1895/96 61 486 solcher Vorträge gehalten. Für den Besuch der Kurse wird ein Schulgeld von 5 Frs. für den Winter erhoben; Gemeinde und Departementsregierung müssen erhebliche Zuschüsse leisten. Die Summe der Beiträge der Gemeinden betrug 11 508 000 Franks, der Departements 87 400 Franks. Jeder Lehrer, der an diesen Kursen wirkt, erhält acht Wochen Ferien statt der üblichen sechs. Außerdem bewilligte der Staat 120 000 Frs. zur Anschaffung von Medaillen, Ehrendiplomen und Büchergaben für besonders tüchtige Lehrkräfte. —

Wäfferkunde.

gk. Von den Gestein der Araber führt L. Bauer in der „Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins“ eine große Zahl von charakteristischen Beispielen an. Wenn der Araber erzählt, wenn er droht, flucht oder etwas wünscht, so leibt und lebt alles an ihm. Ist einer z. B. beleidigt oder erzmüt worden und kann aus irgend einem Grunde im Augenblick keine Vergeltung üben, so bringt er die Spitze des Damms und Zeigefingers der Rechten zusammen, während die drei anderen Finger leicht gekrümmt und lose schweben, und schwingt so die Hand drohend gegen den Beleidigter. Will er jemand züchtigen, kann ihn aber im Augenblick nicht erreichen, so beißt er, gleichsam zur Ableitung des Zornes, in den Ballen der Hand. Ist jemand gestorben, so schlagen sich die Frauen mit der Hand auf die Wangen. Wenn man sagen will: Schade, daß ich das vergessen, verloren, verfaßmt etc. habe, so gebraucht man den Ausdruck läh! und fährt mit der Rechten Armbeißen mit dem Zeigefinger seitlich zwischen die Fingerringe, worauf noch die Verwünschung: „Gott mache den Teufel zu schänden!“ folgen kann. Hat jemand aus Versehen etwas Thörichtes oder ihn Bloßstellendes gesagt, so beißt er sich ein wenig auf den gekrümmten Zeigefinger. Verzeihen sie sich, so nehmen sie ein Stück Holz und zerbrechen es. Ein Schnalzen der hinter der oberen Zahnreihe angebrückten und losgeschneelten Zunge mit gleichzeitigem Aufwärtsbewegen des Kopfes bedeutet eine Verneinung. Will einer dem anderen sagen, er habe kein Geld oder auch keine Thiere, so setzt er den Daumen Nagel an einen der Oberzähne an und schnellst dann plötzlich die Hand nach vorn. Hat man es mit einem Unzufriedenen zu thun, so bricht man nicht selten ab, indem man durch eine Handbewegung auf die Wände deutet, wobei man noch sagen kann: Hier sind die Wände 1, 2, 3, 4! Das Schütteln der lose hängenden Hand im Gelenk bezeichnet das Uebermaß von etwas, z. B. wie lägenhaft bist Du! Den gestreckten Zeigefinger der Rechten längs der Nase seitlich anlegen und mit den andern Fingern das Kinn umschließen, bei etwas gefenktem Kopf — eine Geste, die bei uns Nachdenken bezeichnen würde — bedeutet bei den Arabern Bewunderung.

Geographisches.

— Ueber die Bouvetinseln und ihre Wiederfindung durch die deutsche Tiefsee-Expedition auf dem Dampfer „Valdivia“ veröffentlicht jetzt der „Reichs-Anzeiger“ einen ausführlichen Bericht. Die Inseln waren am 1. Januar 1789 von L. Bouvet entdeckt, seitdem aber trotz vielfacher Bemühungen nicht wieder aufgefunden worden. Indessen hatten zwei Kapitäne von Walfischfängern im Anfang des Jahrhunderts das Vorhandensein von Inseln in dieser Gegend bestätigt. Die Expedition unternahm von Kapstadt in südwestlicher Richtung einen Vorstoß nach der „Bouvet“-Gruppe, um längs der Packeisgrenze über die Kerguelengruppe in den Indischen Ozean zu gelangen. Wie die gesuchten Inseln gefunden wurden, schildert der Bericht in folgenden Worten: „Am 24. November trafen wir in der Höhe des 54. Breitengrades auf jene Region, in der die englischen Admiralitäts-Listen drei Inseln verzeichnen und sie als „Bouvet-Gruppe“ zusammenfassen. Während in den letzten Tagen sehr ansehnliche Tiefen zwischen 4000 und 5000 Mtr. (zweimal sogar Tiefen über 5000 Mtr.) gelotet worden waren, ergab die Lotung am 24. November nur 2268 Mtr. Hierdurch war ein unterseeischer Rücken nachgewiesen, der vielleicht den Inseln als Sockel dienen konnte, und es handelte sich nun darum, systematisch die ganze Region abzumessen. Am 24. wurde ein Erfolg nicht erzielt, obwohl der Himmel zweimal aufklarte und auf kurze Zeit ganz wolkenlos war. Am Morgen des 25. November wurde mitten zwischen den angeblichen Landstücken von Bouvet, Lindsay und Norris eine Tiefe von 3458 Metern gelotet, und wenn damit auch die Hoffnung schwand, eine Insel nachzuweisen, so deutete doch andererseits das reiche Vogelleben, nicht zum mindesten die Erbeutung zweier Kaptanen (Daption Capensis) mit Brutfließ auf die Nähe von Land hin. Gegen Mittag des 25. November kam der erste große Eisberg in Sicht, an dem bei hochgehender See die Brandung gewaltig tobte. Vergeblich wurde nach den Inseln gesucht, jedoch fiel es auf, daß der Seegang trotz des noch herrschenden stürmischen Nordwest ruhiger wurde. Kurze Zeit darauf — nach drei Uhr — erscholl der Ruf, daß Land vor uns liege. In verschwommenen, bald deutlicher hervortretenden Konturen zeigte sich in seiner antarktischen Pracht und Wildheit ein steiles Eiland, das nur sieben Seemeilen entfernt lag. Schroffe und hohe Abstürze auf der West- und Nordseite, über welche ein grandioser Gletscher bis zum Meeresspiegel abfällt; ein gewaltiges Firnfeld, welches sanft geneigt im Süden mit einer Eismauer am Meere endet; die Klämme der Höhen in Wolken versteckt — das war der erste Eindruck, den man von der seit 75 Jahren verschollenen und von drei Expeditionen vergeblich gesuchten Insel empfing.“ Der Gang der Reise wird in den drei Abschnitten von Kapstadt nach der Bouvet-Insel, von der Bouvet-Insel längs der Eisgrenze bis nahe Enderby-Land, und von Enderby-Land über die Kerguelen nach St. Paul und Neu-Amsterdam ausführlich geschildert. Von Interesse sind die folgenden Mittheilungen, einmal über das Tiefenrelief der antarktischen Regionen, sodann über die biologischen Untersuchungen in der kalten Region: „Eines der überraschendsten Ergebnisse unserer Fahrt bilden die gewaltigen Tiefen, die seit dem Verlassen der Bouvet-

Insel gelotet wurden. Von 17 Lotungen zwischen der Bouvet-Region und Enderby-Land weisen nicht weniger als elf Tiefen zwischen 5000 und 6000 Meter, 5 folgte zwischen 4000 und 5000 Meter und nur eine (nicht bei der Bouvet-Insel) eine Tiefe von 3080 Metern auf. Auf Grund dieser Lotungsserie (der ersten, welche in solcher Vollständigkeit im antarktischen Gebiete durchgeführt wurde) erfahren die bisherigen Vorstellungen über das Tiefenrelief des antarktischen Ozeans eine wesentliche Erweiterung und Verichtigung. Für das Verständnis der Tiefenverhältnisse des antarktischen Meeres lagen vor der Fahrt der „Valdivia“ nur 15 Tiefenzahlen südlich von dem 50. Breitengraden vor: die Expedition hat südlich von dem 50. Gr. 29 Lotungen bis zum Grunde durchgeführt und im Gegensatz zur herrschenden Vorstellung, daß das antarktische Meer ein relativ leichtes Boden repräsentire, den Nachweis seiner unerwartet großen Tiefe geführt.“

Humoristisches.

— **Veruhigung.** Ein alter jovialer Pfarrer kommt eines Tages zu einem ihm bekannten Gastwirth. In der Gaststube geht es hoch her, denn der Wirth hatte ein Schwein geschlachtet und anlässlich dieses Ereignisses ein großes Wurstessen veranstaltet. „Aber Michelhuber,“ sagt mit leisem Vorwurf der Pfarrer, „schämt Ihr Euch nicht der Sünde, heut an einem Freitag, der doch als Fasttag geboten ist, so eine Wurstböllerei zu imzeniren?“ „3,“ meint püffig lächelnd der Michelhuber geheimnißvoll, „3 wird loa Sünd, Hochwürden, is eh loa Fleisch, sondern blos Semmelt un Graupe in die Würst' komme!“

— **Die Probe.** Die Mutter giebt dem kleinen Hans zwei buntbemalte Puderfiguren, verbietet ihm aber, davon zu essen, da die Farben sehr giftig wären. Hans und sein jüngerer Bruder Franz spielen eine Zeit lang damit. Eines Morgens aber fehlt eine der Figuren. „Hans,“ sagt die Mutter, „wo hast Du die Figur gelassen?“ „Ich hab' sie Franzgen zu essen gegeben,“ lautet die Antwort, „und wenn er noch lebt, wenn ich aus der Schule komme, esse ich die andere, siehste!“

— **Von der Schmiere.** Schauspieler: „Das Scheinendach, unter welchem wir spielen, ist reparirt worden.“ Schmierendirektor: „Ich glaube, da können wir unsere nächste Vorstellung ruhig als Ausstattungsstück ankündigen.“ (Aust. Bl.)

Notizen.

— Eine Wiederholung der Vorlesung von Goethe's „Proserpina“ und „Urfaust“ zum Besten der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger und des Straßburger Goethe-Denkmal's findet am Sonnabend, den 1. April, Abends 7 1/2 Uhr, im Bechstein-Saale statt.

— Das „Intime Theater“ veranstaltet am 20. d. M. im Theaterfaale der alten Urania (Ausstellungspark) eine private Ausführung von Maeterlinck's „Intérieur“ (in G. Stockhausen's Uebersetzung) und Goethe's „Mitschuldigen“.

— Der oberösterreichische Industriebezirk soll jetzt in Deuthen ein größeres ständiges Theater erhalten.

— Josef Lauff verlegt der Welt gleich zwei neue Werke, ein Epos „Die Geißlerin“, das in Worms zur Zeit der großen Pest spielt, und ein Drama „Eisenbahn“. Das letztere ist vollendet und wird bereits am Wiesbadener Hoftheater aufgeführt.

— Das Berliner Richard Wagner-Denkmal wird am Goldfischteich im Thiergarten zur Aufstellung kommen. Der Platz soll später zu einer Musiker-Denkmalstätte erweitert werden. Sieben von dem Denkmal-Komitee bezeichnete Künstler werden mit der Herstellung von Modellen betraut. Die für das Denkmal erforderlichen Mittel sind bereits aufgebracht.

— Aus Kassel wird der „Frankf. Zeitung“ berichtet: Vom Ortsauschuss für den Wettstreit deutscher Männer-Gesangvereine war eine Konkurrenz für Erlangung eines künstlerischen Plakats angeschrieben worden. Von den 20 eingegangenen Arbeiten war der Preis dem Entwurfe des Lehrers an hiesiger Igl. Kunstakademie Adolf Wagner einstimmig zuerkannt worden. Zur Vervielfältigung gelangt der preisgekürnte Entwurf indeß nicht, weil der Kaiser den Entwurf des Malers Doepler jun. Berlin zur Ausführung bestimmte.

— Die 45. Versammlung deutscher Philologen wird vom 26. bis 30. September in Bremen tagen.

— Der französische Forschungsreisende Terragone, der von Nord-Alaska aus eine Expedition zur Aufsuchung André's unternommen hatte, ist, wie der Draht aus Ottawa meldet, zurückgekehrt, ohne eine Spur von André gefunden zu haben.

— Eine ca. 4000 Quadratmeter große Fläche der Lage „Berncasteler Doctör“ an der Mosel wurde für nahezu eine Viertelmillion Mark verkauft. Nacht auf den Quadratmeter 60 M. Ein solcher Preis für ein Weingut ist bisher weder an der Mosel und Saar noch am Rhein und in der Pfalz erzielt worden.